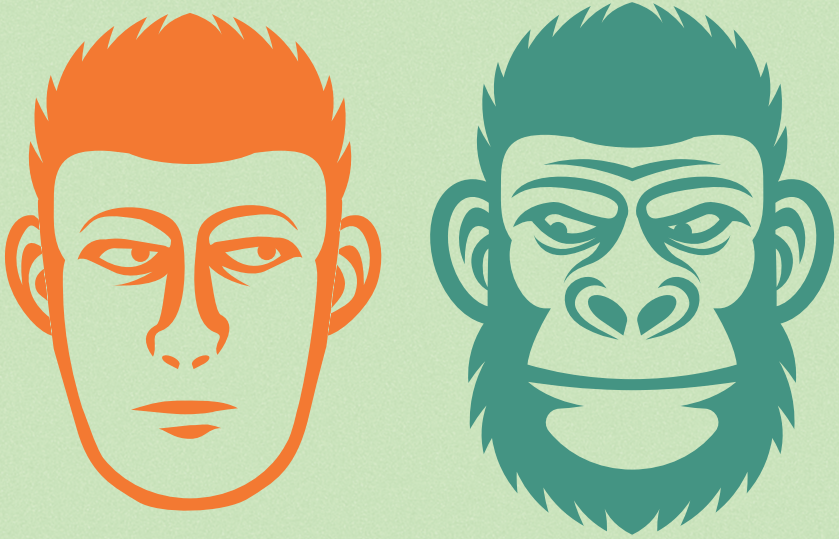


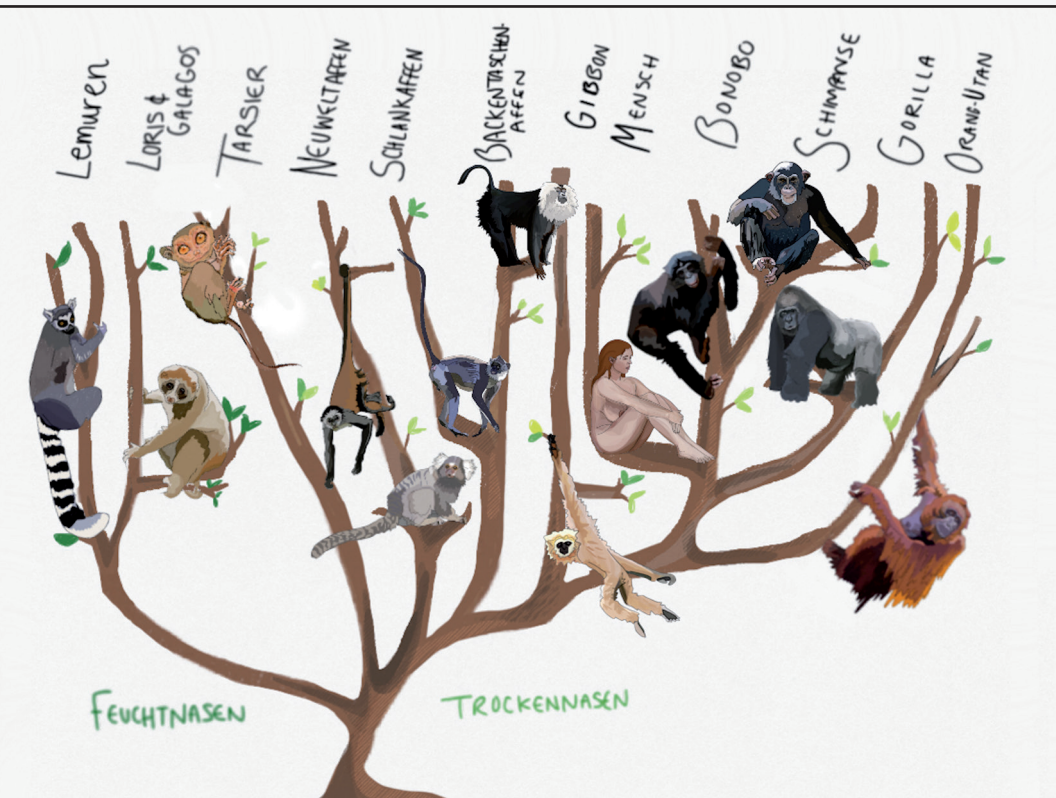
Volker Sommer



Unter Mitprimaten

Ansichten eines Affenforschers

HIRZEL



Stammbaum wichtiger Primatengruppen.

(Grafik: Mayra Salazar-Volkman)

Volker Sommer
Unter Mitprimaten

Volker Sommer

Unter Mitprimaten

Ansichten eines Affenforschers

HIRZEL

Der Autor: Volker Sommer studierte Biologie, Chemie und Theologie und ist Professor für Evolutionäre Anthropologie am University College London. In Asien und Afrika erforscht er die Ökologie und das Verhalten von Affen und Menschenaffen. Sommer veröffentlichte Bücher zur Soziobiologie und Evolutionsbiologie.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <https://portal.dnb.de> abrufbar.

Jede Verwertung des Werkes außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Übersetzungen, Nachdrucke, Mikroverfilmungen oder vergleichbare Verfahren sowie für die Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen.

1. Auflage 2021

ISBN 978-3-7776-2814-1 (Print)

ISBN 978-3-7776-2996-4 (E-Book, epub)

© 2021 S. Hirzel Verlag GmbH

Birkenwaldstraße 44, 70191 Stuttgart

Printed in Poland

Lektorat: Dr. Angela Meder, Stuttgart

Satz: Satzpunkt Ursula Ewert GmbH, Bayreuth

Einbandgestaltung: deblik, Berlin

Druck und Bindung: Drukarnia Dimograf, Bielsko-Biała

www.hirzel.de



Inhalt

Vorbemerkung	7
Kapitel 1	
Anthropologische Wildnis. Rekonstruktion einer Projektion	10
Domestiziert versus ungezähmt	10
Im Bannforst der Gebrüder Grimm	16
Armsessel, Veranda und Rapport	20
Wenn die Dinge schiefgehen	26
Vom Niederen zum Höheren	36
Die neuen Wilden	40
Ethik an den Rändern	45
Kapitel 2	
Planet ohne Affen? Werden und Vergehen der Verwandtschaft	49
Die Rote Liste	49
Biosystematik der Primaten	52
Bäume als angestammte Heimstätten	57
Trockennasen und Feuchtnasen	61
Angekommen im Anthropozän	65
Sieben apokalyptische Plagen	69
Erste Plage. Menschheitswachstum	69
Zweite Plage. Landwirtschaft	70
Dritte Plage. Extraktive Industrien	71
Vierte Plage. Klimaänderung	73
Fünfte Plage. Jagd und Haustierhandel	74
Sechste Plage. Bewaffnete Konflikte	77
Siebte Plage. Krankheiten	79
Der Hainan-Gibbon im perfekten Sturm	83
Kulturfolger und Kulturtod	84
Private Tröstungen	87
Kapitel 3	
»Hinter tausend Stäben keine Welt«. Zoos auf dem Prüfstand	91
Abschied von der Zoo-Philie	91
»Spielball« der Zeitläufte?	92
»Animal hoarding« und »moderner Zoo«	95

Das Vier-Säulen-Konzept	99
Erholung!	99
Bildung?	100
Forschung?	103
Artenschutz?	104
Tödliches Einerlei	108
Erstes Beweisstück. Trottende Karnivoren	110
Zweites Beweisstück. Deformierte Löwen	110
Drittes Beweisstück. Kotessende Schimpansen	111
Viertes Beweisstück. Drogenabhängige Delfine	113
Fünftes Beweisstück. Kurzlebige Elefanten	114
»Artgerecht ist allein die Freiheit«?	115
Getötete Tierwärter	119
Und außerdem	121
Zoos im Futurum	123

Kapitel 4

Menschenaffen als Personen. Grundrechte für Tiere	128
La Planète des Singes	128
Das Great Ape Project	130
GAP-Neustart in Deutschland	134
Konservative Entgegnungen: Rechte für Menschenaffen sind Unsinn	137
Progressive Entgegnungen: Alle fühlenden Wesen sind gleich zu behandeln	150
Jenseits der Einwände: Die Zukunft versuchen	158

Kapitel 5

»Kunst ist der Affe der Natur«? Tiere als Material und Akteur	160
Symbol der conditio humana	161
Tiere als Künstler?	166
Tot und lebendig: Das Tier des Joseph Beuys	172
Lebendes Material: Ein gebrochener Affe	174
Interspezies-Akteure	179
Interaktionen mit äffischem Geist	182
Auf Armlänge	184
Koordinaten des Graduellen	189

Quellennachweise und Literatur	196
---	-----

Vorbemerkung

Zu öffentlichen Vorträgen geladen, beginne ich meine Ausführungen gern mit einer Begrüßung, die, wie die Erfahrung zeigt, mit Schmunzeln und Wohlwollen aufgenommen wird: »Liebe Mitprimaten«. Die Formulierung ist nicht nur ein geeigneter Eisbrecher, sondern eröffnet zugleich eine Perspektive, mit der sich Zuhörer gewöhnlich gut identifizieren können: dass wir nicht allein sind auf diesem Planeten, sondern dass es »Mitweltler« gibt, die uns nahestehen – andere Primaten. Es schien mir logisch, dass sich die Begrüßungsfloskel auch als Buchtitel eignen würde. Das Resultat ist der vorliegende Essay-Band *Unter Mitprimaten. Ansichten eines Affenforschers*. Das »Unter« ist durchaus dopsinnig gemeint – geht es doch um Begegnungen mit nichtmenschlichen wie auch menschlichen Primaten.

Stil und Duktus folgen meinen beiden vormalig im Verlag S. Hirzel erschienenen Aufsatz-Bänden, nämlich *Von Menschen und anderen Tieren. Essays zur Evolutionsbiologie* (1999) sowie *Darwinisch denken. Horizonte der Evolutionsbiologie* (2007). Damit sie unabhängig voneinander gelesen werden können, gibt es wiederum kleinere thematische Überlappungen zwischen den einzelnen Aufsätzen.

Der vorliegende Band vereinigt Themen, die mir praktisch fremd waren, als ich vor nahezu 50 Jahren mein Biologiestudium begann – und das, obwohl die versammelten Essays sich um die »Wissenschaft vom Leben« drehen. Gleichwohl hatte ich als Student keine Ahnung, dass

die Evolutionstheorie von einem mittlerweile antiquierten Fortschrittsdenken durchdrungen ist (Kapitel 1: *Anthropologische Wildnis. Rekonstruktion einer Projektion*), dass unserem Planeten alsbald ein menschengemachtes Artensterben drohen würde (Kapitel 2: *Planet ohne Affen? Werden und Vergehen der Verwandtschaft*), dass Zurschaustellung von Tieren problematisch ist (Kapitel 3: *»Hinter tausend Stäben keine Welt«. Zoos auf dem Prüfstand*), dass es neben Tierschutz auch Tierrecht gibt (Kapitel 4: *Menschenaffen als Personen. Grundrechte für Tiere*) oder wie unsere Stammesgeschichte Künstler inspirieren kann (Kapitel 5: *»Kunst ist der Affe der Natur«? Tiere als Material und Akteur*).

Der rote Faden des Buches ist wiederum die Evolutionstheorie und insbesondere die Forschung an »unseren nächsten Verwandten«, wie es so schön, richtig und auch ein wenig abgedroschen heißt. Das erklärt sich durch meine wissenschaftliche Arbeit, die sich seit nunmehr vier Jahrzehnten auf die Ökologie und das Verhalten wildlebender Affen und Menschenaffen konzentriert.

Der Großteil der Feldarbeit bezieht sich auf Langurenaffen in Indien, auf Gibbons in Thailand und auf Schimpansen in Nigeria. Die Erfahrungen und Ergebnisse aus den dortigen Forschungsstationen illustrieren denn auch die hier vorliegenden Berichte. Die Aufsätze sind, bei allem intellektuellen Anspruch, durchaus persönlich gehalten und schlagen einen Bogen von meinen Kindheitserfahrungen im nordhessischen Reinhardswald über die Zeit meiner Promotion und Habilitation an der Universität Göttingen bis hin zum University College London (UCL), wo ich seit einem Vierteljahrhundert einen Lehrstuhl für Evolutionäre Anthropologie innehave.

Dass ich den Zugang zu den Themen auch über private Erlebnisse vermitteln möchte, beruht darauf, dass die Primatologie, so wie ich sie betreibe, eine ziemlich emotionale Angelegenheit ist. Einerseits wurde ich, wie viele meiner Kolleginnen und Kollegen, praktisch gegen meinen Willen zum Naturschützer, weil die Biotope, in denen Affen leben, immer mehr durch menschliche Eingriffe zerstört werden – was eine entsprechende Bedrohung der Fauna und Flora nach sich zieht. Zum anderen sind uns andere Primaten und speziell nichtmenschliche Men-

schenaffen hinsichtlich Körperbau, Physiologie und eben auch mentaler Qualitäten sehr ähnlich. Das geht mit einer entsprechenden Freude- und Leidensfähigkeit einher, weshalb ich im Laufe der Zeit nicht nur zum Artenschützer, sondern auch zu einem Tierrechtler wurde. Denn das physische und psychische Wohlergehen unserer Verwandten lässt mich nicht kalt, weshalb sich quasi automatisch ein Konflikt ergibt mit Institutionen und juristischen Konstruktionen, die andere Primaten ihrer Freiheit berauben, weil sie, als wären sie Möbelstücke, keinerlei Rechte haben – weder an ihrem Leben noch an ihrer leiblichen Unversehrtheit oder ihrer Freiheit.

Diese Aspekte primatologischer Arbeit sind mir nicht egal und sind mir stetig wichtiger geworden. Denn Affenforschung, jedenfalls so, wie ich sie in Urwald und Savanne betreibe, ist eine Forschung mit Leib und Seele – eben weil wir mit Leib und Seele Affen sind. In dem Sinne, liebe Mitprimaten, wünsche ich Ihnen ein hoffentlich lohnendes Leseerlebnis.

Holzhausen am Reinhardswald/Deutschland, im Herbst 2020

Kapitel 1

Anthropologische Wildnis. Rekonstruktion einer Projektion

Das Fremde und die Ferne erleben, das Exotische und das Wilde: Der Traum nährt die Tourismusindustrie. Er erzählt von tibetischen Gebetsmühlen, von Nashörnern in Namibia, dem Wirbeltanz des Derwischordens, Killerwalen vor Kaliforniens Küste, von Tempeltänzen auf Bali und Berggorillas in den Virunga-Vulkanen. Doch es existieren Privilegierte, die das »ganz Andere« als Profis erkunden: Anthropologen. Mir wurde das Glück zuteil, selbst zu deren Profession zu zählen. Dieser Essay erzählt, was das bedeutet, auf theoretischer und praktischer Ebene – aber auch von den Schattenseiten, die in meine Fern-Tätigkeiten eingewoben sind.

Domestiziert versus ungezähmt

Vom ursprünglichen Wortsinn her bedeutet Anthropologie, dass die berufsmäßig Fernsüchtigen die Vielfalt der Menschheit (griech. *anthropos*) mittels weiser Worte (griech. *logos*) beschreiben und erklären. Doch Anthropologen, so will es das Klischee der Disziplin, »reisen« nicht einfach, um ihre Informationen zu sammeln. Sie betreiben »Feldforschung« (*field research*) oder »Feldarbeit« (*field work*) – wobei sie sich für längere Zeit, fern von Heimat und Familie, dem »Anderen« aussetzen, bei exotischen »Einheimischen« wohnen, deren Sprache lernen, deren Essen teilen und Rituale des Lebens und Sterbens detailliert dokumentieren.

Eben die entbehrungsreiche Erfahrung im Feld begründete die Reputation der Anthropologie, als sie sich vor etwa 100 Jahren in Nordamerika und Europa zunehmend als akademisches Fach etablierte. Aus der Ferne Zurückgekehrte hielten Vorträge und ließen ihre Erlebnisse zu einer griffigen *Ethnografie* gerinnen, jenem ultimativen Buch, das den Daheimgebliebenen ein mentales Mitreisen erlaubt. An ihren Universitäten residierten die Feldforscher dann quasi als akademische Stellvertreter jener Ethnie, durch deren Studium sie berühmt wurden. Niemand verkörpert das besser als der Pole Bronislaw Malinowski (1884–1942), der die Trobriand-Inseln des Stillen Ozeans zu seiner Forschungsheimat machte und dessen Bericht *Argonauts of the Western Pacific* aus dem Jahre 1922 ihn in den Rang einer Ikone erhob. Im deutschen Untertitel von *Argonauten des westlichen Pazifik* versammeln sich allerlei Sprachhülsen dieser völkerkundlich orientierten Anthropologie: *Ein Bericht über Unternehmungen und Abenteuer der Eingeborenen in den Inselwelten von Melanesisch-Neuguinea*.

Was aber könnte problematisch sein an einer Reportage, in der seegängige Segelboote, Sonnenuntergänge, Geschenkegeben und Muschelketten eine prominente Rolle spielen? Wie noch genauer zu entfalten sein wird, hat der klassische Ansatz der Anthropologie seine Wurzeln in sozialen Konstruktionen speziell des 19. Jahrhunderts. Damals richteten Wissensdurstige aus sogenannten *zivilisierten* Nationen ihr Augenmerk auf sogenannte *primitive* Menschen – ein Dualismus, der sich aus Kolonialismus nährte und ihn zugleich rechtfertigte. Bevölkerungen, die in der Entwicklung der Menschheit angeblich auf »Vorstufen« verharrten, die an Geister, Götzen und multiple Gottheiten glaubten und nicht den einen Hochgott der Christenheit: Solchen fremden und fernen Populationen war ein Recht auf Freiheit und Selbstbestimmung leicht abzusprechen. Aus Sicht der weißen Männer des Nordatlantiks war offenbar vorbestimmt, dass sie als Heilsbringer die wilden Lande zu verwalten hatten, samt dort vorkommender Reichtümer.

Zeitgleich entwickelte sich im 19. Jahrhundert die *Evolutionsbiologie*. Sie ließ gleichfalls eine Abstufung erkennen, nämlich die von »niederen« zu »höheren« Lebensformen – was die Kolonialisten in ihrem

Glauben bestätigte. Denn die natürliche Evolution fand offenbar ihre Fortsetzung in einer gesellschaftlichen Entwicklung, die in der Existenz des weißen christlichen Menschen gipfelte – und an dessen Wesen die Welt genesen konnte. Diese Denkweise erklärt, warum die Anthropologie als Disziplin sowohl eine biologische als auch eine völkerkundliche Dimension in sich vereint.

Die einstmals prägende Gegenüberstellung von »zivilisiert« und »primitiv«, von »höher« und »niedriger«, wird in der heutigen Anthropologie nicht mehr verwandt – ja, sie wird bewusst abgelehnt. Bis heute gibt es zwar Anthropologen, die staatenlose, weitgehend selbstorganisierte Ethnien untersuchen, etwa Völker im abgelegenen Hochland von Papua-Neuguinea oder jene verbliebenen Jäger-Sammler-Gesellschaften wie die BaYaka-Pygmäen im Kongo, die fischenden Agta auf Luzon, Philippinen, oder die Hadza in Tansania. Aber jene Wissensdurstigen sind einerseits mit einiger Wahrscheinlichkeit keine bärtigen Malinowskis, sondern weibliche Wissenschaftler, andererseits schweifen Anthropologen ohnehin viel seltener in die Ferne, sondern untersuchen soziale Interaktionen in der nächstgelegenen Sari-Boutique, unter Internetnutzern, im DNA-Labor oder im Friseursalon, auf Parkplätzen von Lastwagenfahrern, in der Kinderklinik oder dem Arbeitsamt. Was vormals gang und gäbe war, nämlich das *Exotisieren*, wird mittlerweile skeptisch betrachtet – um eine *Dekolonisierung* des Fachgebiets voranzutreiben und weil die *conditio humana* sich eben genauso gut bei Hundehaltern und an der Kletterwand offenbaren kann.

Die merkliche Domestizierung der Anthropologie im Zuge ihrer Re-Fokussierung auf das Alltägliche betrifft jedoch nur eine Hälfte der Fachrichtung – jene, die von *Kulturanthropologen* vertreten wird. Die anderen Studienobjekte dürfen weiterhin ihren exotisch-ungezähmten Status bewahren, nämlich die Tiere. Diese werden, um eine dualistische Tradition zu übernehmen, von einer anderen Fraktion untersucht – den *Naturanthropologen*. Um der Anschaulichkeit willen werde ich im Folgenden von jenen zwei Lagern innerhalb der Disziplin ausgehen.

Die Wirklichkeit ist selbstverständlich komplizierter. Genauer gesagt umfasst Anthropologie als »Wissenschaft vom Menschen« min-

destens vier klassische Felder sowohl aus den Geisteswissenschaften (engl. *humanities*) als auch den Naturwissenschaften (engl. *sciences*): Die *Sozialanthropologie* erforscht kulturelle Vielfalt; die *linguistische Anthropologie* dokumentiert geografische Verteilung und Entwicklung von Sprachen; die *Archäologie* rekonstruiert die Lebensbedingungen vergangener Kulturen; und die *biologische* oder *physische Anthropologie* erforscht Ausmaß und Ursachen psychologischer und physiologischer Variation. Aus letzterer Perspektive ist einleuchtend, dass Tiere, statt lediglich Subjekte der Biologie oder Zoologie zu sein, ebenfalls in der Anthropologie untersucht werden. Da die Menschheit sich aus tierlichen Vorfahren entwickelte, interessieren sich Anthropologen sowohl für Fossilien wie für die vergleichende Morphologie und Verhaltensökologie von Primaten, jener Säugetierordnung, zu der auch wir Menschen zählen.

Eine Inschrift über dem Eingang meiner eigenen Arbeitsstätte am *University College London (UCL)*, dem dortigen *Department of Anthropology*, fasst die Kombination von Geistes- und Naturwissenschaften so zusammen: »*The most scientific of the humanities, the most humanistic of the sciences*« (Die naturwissenschaftlichste Geisteswissenschaft, die geisteswissenschaftlichste Naturwissenschaft).

Es soll nicht unerwähnt bleiben, dass hinsichtlich der generellen Einordnung des Fachs eine kontinentale Scheide zwischen Anglo-Amerika und Kontinental-Europa existiert. Wer im englisch-amerikanischen Kontext von *anthropology* redet, meint gewöhnlich lediglich die *cultural anthropologists*, deren Studien sich auf die Spezies Mensch beschränken. Die *biological anthropologists* sind ihnen gegenüber in der Minderzahl. Im deutschsprachigen Raum ist die Wahrnehmung umgekehrt: Institute für Anthropologie pflegen fast ausschließlich an der Biologie orientierte Wissenschaft, während das Kulturelle gewöhnlich Instituten für Völkerkunde (Ethnologie) und Soziologie überlassen wird. Das hat vermutlich damit zu tun, dass Deutschland erst sehr spät koloniale Ambitionen entwickelte, speziell im Vergleich mit England.

Zudem kann nicht genug betont werden, dass anthropologische Forschung, ob nun kultur- oder naturbezogen, in den letzten Jahrzehnten

einen erheblichen Identitätswandel durchmachte. Das Stichwort Dekolonisierung ist bereits gefallen. Die erste Konstante, die zunehmend hinterfragt wurde, war die des »weißen« und »maskulinen« Anthropologen à la Malinowski, dessen Berichte nach Abenteuer schmecken, nach Risiko und Überleben, in kaum codierter sexueller Konnotation gefeiert als Triumph des »penetrierenden Intellekts«. Den Machismo-Mythos können heutige Anthropologen kaum noch ungestraft bedienen. Denn mittlerweile engagieren sich nicht nur viele Frauen in der Disziplin, sondern Akademiker mit diverser Sozialisation, Hauptfarbe, sozioökonomischem Hintergrund oder dem, was heute »Gender« heißt – einschließlich jener, die sich als feministisch, queer, oder als »halfie« bezeichnen. Der Ansatz der heutigen Forschergeneration ist nicht von Draufgängertum gekennzeichnet, sondern die Methoden sind weit sensibler geworden. Gleichwohl stimmt weiterhin, dass die Mehrzahl der Anthropologen aus WEIRD-Ländern stammt, also aus Nordamerika und Europa. Hier sind die Gesellschaften »western, educated, industrialized, rich, democratic« (westlich, gebildet, industrialisiert, reich, demokratisch). Das Akronym bedeutet so viel wie »seltsam«, und soll darauf verweisen, dass WEIRD-Nationen nicht repräsentativ sind für die gesamte Menschheit.

Doch zurück zur »Domestizierung« der Kulturanthropologie im Zuge ihrer Abwendung vom Fernen und Fremden und ihrer Hinwendung auf das Nahe und Alltägliche – was eben von der Naturanthropologie so nicht geteilt wird. Warum ist in der letzteren Subdisziplin das Feld weiterhin »wild«? Nun ja, um einen neuen Unterkiefer oder Schenkelknochen zutage zu fördern, der die Gattung *Homo* wieder um ein paar zehntausend Jahre älter macht, graben Paläoanthropologen gewöhnlich in abgelegenen Gegenden – in der Wüste am glühend heißen Horn von Afrika, in Höhlen an der südafrikanischen Küste, im iberischen Hochland oder auf der indonesischen Insel Flores. Während die Primatologen – und hier wären wir bei meiner eigenen Zunft und Zünftigkeit – sich vorzugsweise unter agilen Mitgliedern der Säugetierordnung *Primates* aufhalten: Affen und Menschenaffen. Die aber sind vorwiegend in Urwäldern und Savannen rechts und links des Äquators

beheimatet, also in tropischen Gefilden, an die selbst die Stuttgarter S-Bahn keine Anbindung hat.

Somit können wir im Deutschen die bevorzugte Betätigung von Primatologen nicht nur als »Feldforschung« oder »Freilandforschung« umschreiben, sondern noch poetischer als »Forschung in freier Wildbahn«. Die *Wikipedia* will wissen, dass die *Wildbahn* im historischen Sinn ein Forst ist, der vorrangig der Hege von Wild diene – und ursprünglich als *Wildbann* bezeichnet wurde, als Bannforst nämlich, in dem nur der König oder Edelman Jagdrecht hatte. Im heutigen Sprachgebrauch hingegen werde *freie Wildbahn* mit *freier Natur* gleichgesetzt – ein Terminus, in dem Ursprünglichkeit, Freiheit und Unverfälschtheit mitschwingen.

Die gegenwärtige Wertschätzung der Wildnis rührt nicht zuletzt daher, dass die Domestizierung der Kulturanthropologie gleichzeitig zum Verlust einer Projektionsfläche führte. Die Abfolge von industrieller, maschineller und digitaler Revolution offenbarte eben auch problematische Seiten westlicher Zivilisation wie Haifischkapitalismus, Kriege und Umweltzerstörung. Im Gegenzug wurden jene, die vormals abschätzig als »Wilde« bezeichnet wurden, zunehmend romantisiert, wurden einstmals »Primitive« zu vorbildlichen »Naturvölkern« stilisiert, die angeblich nicht nur in sozialer Harmonie leben, sondern auch im Einklang mit ihrer Umwelt. Bei genauerer Betrachtung löste sich das Bild allerdings rasch wieder auf – wie noch zu diskutieren sein wird. Überdies bewirkte zunehmende Mobilität, speziell durch den Luftverkehr sowie die rasanten Globalisierung durch Inhalte des Internets, dass die »Ferne« näher rückte und so zumindest teilweise ihren »exotischen« Charakter verlor.

Diese Entwicklung führte dazu, dass die Dichotomie von Zivilisierten versus Unverdorbenen durch eine andere, ebenfalls romantisch befrachtbare Gegenüberstellung verstärkt wurde: die von Mensch versus Tier. Denn Tiere können den Horizont reiner Wildnis für uns offenhalten, der uns durch unsere eigenen Artgenossen mittlerweile verstellt ist. »Bessere Menschen« und »sanfte Riesen«, die in einem »Garten Eden« leben – solche Etiketten werden heute Schimpansen, Gorillas, Orang-Utans und Bonobos aufgeklebt.

Bedient wurden und werden die Stereotypen (zivilisiert/primitiv, domestiziert/wild) tatsächlich von der Feldforschung als beinahe geheiligte, zumindest aber zentrale Forschungsmethode der Anthropologie. Im Folgenden werde ich historische und zeitgenössische Aspekte der Feldarbeit von Kultur- und Naturanthropologie vergleichen, illustriert durch eigene Erfahrung. Meine Geschichte – und hier sei ein gewisser Anachronismus eingeräumt – entspricht dabei durchaus weithin und weiterhin der eines weißen Mannes im Malinowski-Duktus, der fast aus dem 19. Jahrhundert stammen könnte, als die Ferne noch exotisch war und koloriert von Wagnis und Durchhaltevermögen. Sei es wie es sei – der Wildnis haftet eine besondere Aura an.

Im Bannforst der Gebrüder Grimm

Mein eigenes Leben in der Wildnis begann in der Kindheit. Mein Geburtsort ist ein Dorf im baumbevölkerten Herzen Deutschlands, am Rande des nordhessischen Reinhardswaldes. Der ist geprägt von mächtigen, oft Jahrhunderte alten Eichen, die angepflanzt wurden, um im Herbst unter ihnen Schweine mit Eicheln zu mästen. Den knorrigen Charakterbäumen widmete die Deutsche Post vor kurzem gar eine 90-Cent-Briefmarke. Meine Eltern wurden in den 1920er Jahren in eben jenem Dorf geboren, in benachbarten Fachwerkhäusern. Beide stammen aus bäuerlichen Haushalten, weshalb ich bereits als Kleinkind dabei war, wenn sie sich um Hoftiere kümmerten oder Felder bestellten. Allerdings zeigte ich nie sonderliches Interesse an den allgegenwärtigen Pferden, Kühen, Gänsen, Enten, Hühnern, Hunden, Katzen, Schweinen, die zum normalen Bestand landwirtschaftlichen Lebens zählten. Irgendwie waren mir diese Tiere zu zahm und berechenbar. Abenteuerlustig stromerte ich lieber im nahen Wald herum. Was mich dort in den Bann (!) zog, waren die »wilden« Tiere im tatsächlichen ehemaligen Bannforst der Bischöfe von Paderborn und der Landgrafen von Kassel – Hirsche, Rehe, Füchse, Wildschweine und kleinere Kaliber wie Käfer, Ameisen und Schmetterlinge.

Genau in der Gegend trugen etwa anderthalb Jahrhunderte früher die Brüder Wilhelm und Jacob Grimm mittels lokaler Informanten Ma-

terial für ihre erstmals 1813 erschienene Sammlung der *Kinder- und Hausmärchen* zusammen. Dass Tiere in den Erzählungen Geheimnisse und Schätze hüteten, leuchtete meinem kindlichen Gemüt unmittelbar ein. Kurioserweise entwickelte meine Neugier eine spirituelle Komponente, weil ich mir eine eigene Naturreligion bastelte – aus der Überzeugung, dass Tiere und Pflanzen denken können, Wünsche haben und Interessen, und dass ich mit ihnen durch Rituale am Waldrand kommunizieren kann. Wenn ich durchs Gras lief, versuchte ich zu vermeiden, eine Schnecke oder die Halme zu zertreten. Im Schatten von Baumkronen baute ich kleine Altäre, wo ich Abbitte dafür leistete, dass die Menschen, einschließlich meiner selbst, der Natur oft Schaden zufügen. Meine naive Spiritualität fühlte sich schön an, lebte ich doch mit meiner Umwelt in heimlicher Einigkeit. Eine ähnliche Verbundenheit mit der Natur verspüre ich noch heute.

Zuhause gab es zwei Bücher im Regal, die Hochzeitsbibel meiner Eltern und der Ratgeber *Die gute Bäuerin*. Da stand nicht viel drin über freie Natur. In meinem familiären Umfeld gab es auch keine Akademiker. Wenn ich kompliziertere Fragen stellte, hieß es deshalb aufmunternd: »Das musst Du selbst rausfinden.« Bessere Anweisung kann es wohl kaum geben. Um etwa das Gewimmel von Waldameisen besser verstehen zu können, grub ich ihre Kolonien aus und siedelte sie beim Haus an, umgeben von einem Wassergraben. Dadurch lernte ich, dass das nicht lange funktioniert – wenn eine Königin fehlt. Fragten mich Erwachsene, was ich werden wollte, antwortete ich mit »Zoodirektor«. Meine Mutter fand das zu hochgestochen und riet, ich solle lieber »Zoologe« sagen. Das Wort fand ich toll. Und wollte seitdem eben »Zoologe« werden. Mit etwa zehn Jahren begann ich, Zeitungen im Dorf auszutragen, und das verdiente Geld investierte ich in Bücher über Tiere – was meinen Forschungsdrang durchaus nicht stillte, sondern weiter beflügelte.

Mein hausgemachter Schamanismus erlaubte mir, die Welt der miteldeutschen 1960er Jahre aus der Perspektive des Landkärtchenfalters, des Laubfrosches und des Eichelhäfers zu betrachten. Dabei äußerten meine Mitweltler zunehmend Sorgen – etwa, dass der Eichen-Buchen-

Mischwald durch seelenlose Fichtenmonokulturen ersetzt wird, dass Pestizide den roten Klatschmohn und die blaue Kornblume zum Welken bringen, dass die Feldwege geteert werden und darauf Schmetterlingsraupen bei der Suche nach Nahrungspflanzen elend vertrocknen. Viele schillernde Lebewesen verschwanden buchstäblich von einem Sommer auf den nächsten – wie mittlerweile auch die Grimm’schen Tiere verschwunden waren, die Bären von Goldlöckchen ebenso wie Rotkäppchens Wolf. So weckte kindlicher Pantheismus bereits früh den Öko-Krieger in mir. In der Adoleszenz erweiterte sich mein Horizont in dem Maße, wie ich mir Karl Mays Fantasieromane einverleibte. Ich durchquerte die wilde Sahara, die nordamerikanische Prärie, die Wälder Indiens – wo stets irgendein Löwe, Grizzlybär oder Elefantenbulle lauerte, dem es zu entkommen galt.

Mein Wunsch, Tierverhalten professionell zu studieren, entwuchs mithin einer mystischen Verbindung mit meiner Heimatnatur: aufrichtig kindlich, rein und kompromisslos, gepaart mit jugendlicher Abenteuerlust. Die Mischung reifte im Gymnasium in Kassel heran und beim Studium von Biologie, Chemie und Theologie an der Universität Göttingen. Hier begeisterten mich die Vorlesungen des Anthropologen Christian Vogel (1933–1994). Dessen Spezialität war die vergleichende Morphologie der Schädel von Altweltaffen. Doch war Vogel klar, dass er aus Knochen nur beschränkt etwas über die Kräfte der natürlichen und sexuellen Auslese ablesen kann. Um die Einwirkung der Evolution besser zu verstehen, seien Studien nötig, bei denen die Knochen im Fleisch sitzen – sprich: Untersuchungen in freier Wildbahn. Deshalb initiierte Vogel ein Projekt über Tempelaffen in Nordwestindien, das zum Anker meiner Doktorarbeit wurde.

Meine Karriere als Freilandforscher nahm damit ihren Anfang und spannt nunmehr vier Jahrzehnte. Dabei richtet sich mein Interesse vor allem auf drei Primatenspezies:

- Langurenaffen am Rande der großen indischen Wüste in Rajasthan (seit 1981) mit gut drei Jahren Feldarbeit;
- Gibbons im thailändischen Regenwald des Khao-Yai-Nationalparks (seit 1989) mit gleichfalls drei Jahren im Freiland;

- Schimpansen im Bergwald des Gashaka-Gumti-Nationalparks in Nigeria (seit 1999) mit mehr als sieben Jahren im Feld.

Aus mitteleuropäischer Sicht dürften meine Freilandaufenthalte durchaus als Jahre in der Wildnis gelten – obwohl sich für mich diese Wahrnehmung vor Ort total verliert. Ich bin wo ich bin; erst, wenn ich anderswo davon erzähle, wird mein Aufenthalt »wild« ...

In Indien lebte ich in einem Hindu-Tempel vor den Toren der Stadt Jodhpur. Die Kaste der Schneider vermietete mir einen Anbau an das Heiligtum, von dem aus ich auch Zugang ins Innere hatte. Ich freundete mich mit der Brahmanenfamilie an und lernte sogar, shivaistische Rituale abzuhalten. Auch meine wissenschaftliche Beobachtung der Languren entbehrte nicht eines sakralen Aspekts. Da die Affen als Nachfahren des Gottes Hanuman gelten, werden sie von der Bevölkerung als heilig verehrt und vielerorts gefüttert. Deshalb sind die Affen an Menschen gewöhnt, und ich konnte so in der Dornstrauchsavanne mitten unter ihnen sitzen und Protokollbögen füllen. Die Forschungen galten hauptsächlich der Fortpflanzung – wobei die von Männchen an Nachkommen von Konkurrenten verübten Kindestötungen zum zentralen Thema wurden. Die weit verstreuten Studiengruppen erreichte ich mit einem Motorrad.

Ein solches Gefährt kam auch in Thailand zum Einsatz. Ich wohnte am Rande des Regenwaldes in einer Wochenendsiedlung, die die Reichen der Stadt Bangkok als Investment gebaut hatten. Von dort fuhr ich mitten in der Nacht los, um nach 15 Kilometern Waldstraße weitere zwei, drei Kilometer zu Fuß zu wandern, bis ich meine Studiengruppen erreichte. Mein Hauptinteresse galt der Sozialstruktur der Weißhand-Gibbons, speziell der Frage, wie monogam die angeblich in Einehe lebenden kleinen Menschenaffen tatsächlich sind. Von der Morgendämmerung bis in den frühen Vormittag hinein sind die Wipfel des Khao-Yai-Waldes erfüllt vom verwunschenen Gesang der Gibbons, während mich unten am Boden hautnahe Begegnungen mit Blutegehn, Zecken, Bären, Pythons und Tigern in Atem hielten.

In Nigeria schließlich gründete ich ein Forschungs- und Natur-